

Andrea
Althaus

Vom Glück in der Schweiz?

Weibliche
Arbeitsmigration
aus Deutschland
und Österreich
(1920-1965)



campus

Vom Glück in der Schweiz?

Reihe »Geschichte und Geschlechter«
Herausgegeben von Claudia Opitz-Belakhal, Sylvia Paletschek,
Angelika Schaser und Beate Wagner-Hasel
Band 68

Andrea Althaus, Dr. phil., ist Zeithistorikerin.

© Campus Verlag GmbH

Andrea Althaus

Vom Glück in der Schweiz?

Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland
und Österreich (1920–1965)

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Axel Springer Stiftung
Zugleich Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

ISBN 978-3-593-50704-0 Print
ISBN 978-3-593-43609-8 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,

Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2017 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Österreichische Gastgewerbsangestellte in Wildhaus (1952) © Hilde Grangl

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Einleitung	9
1. Lebensgeschichten – Geschichte(n), die das Leben schreibt?	27
1.1 Lebensgeschichten in der historischen Forschungspraxis	28
1.2 Gedächtnis-, erzähl- und biografiethoretische Grundlagen	35
1.2.1 Wer erzählt, erinnert sich	35
1.2.2 Wer sich erinnert, erzählt	38
1.2.3 Selbst- und Weltverständnis	43
1.3 Lebensgeschichten: Historische Fakten eigener Art	49
1.4 Datenerhebung und -analyse	52
2. Deutsche und österreichische »Dienstmädchen« in Politik und Diskursen	57
2.1 Politik und Diskurse I: 1910–1935	57
2.1.1 Die Angst vor einer »Germanisierung«.....	57
2.1.2 Überfremdungsdiskurs und Hausdienst	61
2.1.3 »Überfremdung« wird Recht	74
2.2 Politik und Diskurse II: 1935–1949	78
2.2.1 »Dienst im Haus ist Dienst am Volk«	78
2.2.2 Überfremdungsdiskurs und Gastgewerbe	90
2.2.3 Reformen in Hausdienst und Gastgewerbe	93

2.2.4	Kontroverse zur Einwanderung von »Dienstmädchen«.....	97
2.2.5	Sanitarische Grenzuntersuchungen	106
2.2.6	Alliierte Ausreisesperren	111
2.3	Politik und Diskurse III: 1950–1970	117
2.3.1	Erwünschte und unerwünschte Arbeitskräfte	117
2.3.2	Angst vor einer »neuen Überfremdung«	124
2.3.3	Arbeitskräftebedarf im Gastgewerbe	130
2.3.4	»Mägedämmerung«? Hausdienst am Wendepunkt	135
2.3.5	Einführung des Kontingentsystems	140
2.4	Politik und Diskurse in der Zusammenschau	145
3.	Vorgeschichten: Von Elternhäusern und Kinderstuben	149
3.1	Sozio-biografisches Kollektivporträt I	149
3.2	Kindheits- und Jugenderzählungen	159
3.2.1	Autoritäre Erziehung und Konflikte	160
3.2.2	Arbeitsethos und Kinderarbeit	174
3.2.3	Verhinderte Bildung	182
3.2.4	Kriegskindheiten	191
4.	Migrationserzählungen	199
4.1	Die Schweiz in Sicht	200
4.1.1	Der Traum vom großen Geld?	200
4.1.2	Einfach fort!	208
4.1.3	Vorstellungen, Netzwerke, Stellenvermittlung	218
4.1.4	Behördengänge und Amtswege	235
4.1.5	Vom Weggehen, Reisen und Ankommen	239

4.2	Arbeits-Verhältnisse: Arbeit und Beziehungen	251
4.2.1	Haus- und gastgewerbliche Arbeitsverhältnisse	252
4.2.2	Arbeit, Arbeit, Arbeit	260
4.2.3	Zur Bewertung von Hausarbeit	273
4.2.4	Beschützen und Erziehen	280
4.2.5	Kost, Logis und Lohn	293
4.2.6	Trinkgelder und sexuelle Übergriffe im Gastgewerbe	302
4.2.7	»Stellen- und Berufswechsel verboten!«	309
4.3	Außer Haus	322
4.3.1	Frei-Zeiten und Freundschaften	322
4.3.2	Fremdenfeindlichkeiten	337
4.4	Sozio-biografischer Kollektivporträt II	348
5.	Die Migrationserfahrung im lebensgeschichtlichen Kontext	353
5.1	Break free: Emanzipationsgeschichten	355
5.2	Lernzeiten: Bildungsgeschichten	372
5.3	Karrieren: Erfolgs- und Abstiegsgeschichten	390
	Schlussbetrachtungen	407
	Dank	417
	Transkriptionszeichen	419
	Abkürzungsverzeichnis	420
	Abbildungsverzeichnis	422
	Tabellenverzeichnis	423
	Literatur und Quellen	424

Einleitung

Alles Leben ist Bewegung.
Leonardo da Vinci

»Mädchen, geh in die Schweiz und mach dein Glück!« Diesem sprichwörtlichen Rat folgten im Laufe des 20. Jahrhunderts Tausende deutsche und österreichische Frauen.¹ Sie verließen ihre Herkunftsregionen, um als Dienst-, Kinder-, Küchen- oder Zimmermädchen, als Haushälterinnen, Serviertöchter, Buffetfräuleins oder Köchinnen in schweizerischen Privathaushalten, Gastwirtschaften oder Hotels zu arbeiten. Die Lebensgeschichten dieser Frauen, die von den 1920er Jahren bis in die 1960er als Haus- oder Gastgewerbsangestellte in die Schweiz gingen, und die Migrationsbewegung, an der sie teilnahmen und die sie prägte(n), ist Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

Die weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich in die Schweiz hat bisher in der Forschung kaum Beachtung gefunden. Die Vermutung, dass dies an der schlechten Quellenlage oder der historisch-gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit der Thematik liegen könnte, ist schnell widerlegt. Dazu genügt es, einen Blick in die Statistiken der eidgenössischen Fremdenpolizei zu werfen, eine zeitgenössische Tageszeitung aufzuschlagen oder eine Fahrt im öffentlichen Verkehr durch das ländliche Österreich zu unternehmen. Als ich während einer Forschungsreise für diese Arbeit mit dem Bus durch das niederösterreichische Mostviertel fuhr, kam ich als einzige Passagierin schnell mit dem Fahrer ins Gespräch. Sofort bemerkte er meinen Schweizerakzent und begann von seinen Ferien in Davos zu schwärmen. Er besuche dort jedes Jahr seine Tante. Auf meine Frage, was eine Niederösterreicherin dazu bewogen habe, in die Bündner Alpen auszuwandern – mein Dissertationsthema hatte ich ihm noch nicht verraten –, antwortete er, dass »damals in den 50ern« doch »alle jungen Frauen« in die Schweiz gegangen seien. Seine Tante habe zuerst als Kellne-

¹ Literarisch fand diese Redewendung ihren Niederschlag in Guggenheim, *Alles in Allem*, S. 11. Zur weiten Verbreitung des Sprichworts bis in die späten 1980er Jahre vgl. Bochsler/Gisiger, *Städtische Hansangestellte*, S. 375.

rin gearbeitet, dann den Wirt geheiratet und das Restaurant übernommen. Schmunzelnd fügte er hinzu, er habe eben keinen reichen Onkel in Amerika, sondern eine reiche Tante in der Schweiz.² Im sprichwörtlichen Sinn scheint diese in der Schweiz ihr Glück gemacht zu haben. Bemerkenswert an der Begegnung mit dem niederösterreichischen Busfahrer sind zwei Dinge. Erstens stellt er dem Prototyp des männlichen Überseewanderers, der üblicherweise als Normalfall erfolgreicher Auswanderung gilt, mit der (erfolg)reichen Schweizgängerin ein weibliches Pendant zur Seite. Zweitens hat mir diese Busfahrt vor Augen geführt, dass die Arbeitsmigration junger Frauen in die Schweiz – zumindest in gewissen Landesteilen und Familien – auch heute noch präsent ist und für die 1950er Jahre als Massenphänomen erinnert wird.

In der Tat gehörte die Schweiz in den ersten sechs Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sowohl in Deutschland als auch in Österreich zu den beliebtesten Destinationen für Arbeitsmigrant_innen.³ Die Schweiz, die weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg Schäden erlitten hatte, lockte mit gutem Essen, hohen Löhnen, idyllischen Landschaften und unzerstörten Städten. »Es war für mich das Paradies«, fasst die Österreicherin Maja Pichler, die von 1957 bis 1964 als Hotelangestellte in der Schweiz war, die Imaginationen vieler Schweizgängerinnen zusammen.⁴ Für die Wahl der Schweiz als Zielland waren neben den paradiesischen Vorstellungen vor allem die persönlichen Netzwerke der Migrantinnen von Bedeutung. Frauen, die bereits dort arbeiteten oder gearbeitet hatten, zogen ihre Verwandten und Freundinnen nach. Sie »zündeten« sich gegenseitig an, wie eine andere Schweizgängerin das in migrationshistorischen Kreisen als »Kettenmigration« bekannte Phänomen bezeichnet.⁵ Das Migrantinnennetzwerk wurde auch von den Schweizer Arbeitgeber_innen genutzt. Nicht selten baten diese ihre ehemaligen Angestellten darum, in ihrem Bekanntenkreis nach einer Nachfolgerin zu suchen. In der Schweiz herrschte nämlich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein viel beklagter Hausangestelltenmangel. Ab Mitte der 1930er Jahre und insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Fremdenverkehr in der Schweiz einen großen

2 PAA, Althaus, Forschungstagebuch zum Interview mit Rosa Imhof, S. 2.

3 Ette/Sauer, *Auswanderung*, S. 122. Butschek, »Österreichische Arbeitskräfte«, S. 392.

4 PAA, Althaus, Interview Pichler, 01:56:52.

5 PAA, Althaus, Interview Reber, 00:07:05. Unter dem Begriff Kettenmigration wird hier der Einfluss sozialer Beziehungen auf den Wanderungsprozess verstanden. Krebber, »Kettenwanderung«, S. 43.

Aufschwung erfuhr, wurde auch im Gastgewerbe das Fehlen von weiblichen »Hilfskräften« proklamiert und heftig diskutiert. Um den Personal­mangel zu bekämpfen, griffen Arbeitgeber_innen besonders gerne auf die deutschen und österreichischen Frauen zurück, denn diese galten als arbeitsam und anspruchslos.

Das Zusammenwirken dieser verschiedenen migrationsfördernden Faktoren hatte zur Folge, dass sich im Untersuchungszeitraum die weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich in die Schweiz zum Wanderungssystem verfestigte. In der Migrationsforschung wird darunter eine »relativ stabile und lang anhaltende migratorische Beziehung zwischen einer Herkunfts- und Zielregion« verstanden.⁶ Das etablierte Wanderungssystem, das vor allem über soziale Beziehungen aufrechterhalten wurde, bot (jungen) Frauen die Möglichkeit, von zu Hause fortzugehen. Die Gründe dafür reichen vom Ausbrechen aus dem Elternhaus, über das Stillen der Abenteuerlust bis zum Bedürfnis, sich weiterzubilden oder mehr Geld zu verdienen.

Die Zahl der Frauen, die an dieser Migrationsbewegung teilnahmen, ist hoch. Abgesehen von den Kriegsjahren arbeiteten von 1920 bis 1960 jährlich geschätzt 30.000 Deutsche und Österreicherinnen in schweizerischen Haus- und Gastwirtschaften. Auch wenn es sich bei dieser Zahl – aufgrund lückenhafter und uneinheitlicher Statistiken – um einen Richtwert handelt, zeigt sie doch, dass die hier untersuchte Migrationsbewegung kein marginales Phänomen war.⁷ Im Untersuchungszeitraum stellten die Deutschen und Österreicherinnen den größten Anteil an den weiblichen ausländischen Haus- und Gastgewerbsangestellten in der Schweiz. Im Hausdienst stammten 1930 von den insgesamt 110.600 weiblichen Hausangestellten gut 29 Prozent (32.500 Personen) aus den benachbarten Staaten – mehr als 81 Prozent davon aus Deutschland (23.100 Personen) und Österreich (3.500 Personen). 1960 betrug der Ausländerinnenanteil an den 81.600 weiblichen Angestellten im schweizerischen Hausdienst sogar 36 Prozent

6 Oltmer, *Handbuch Staat*, S. 15. Ähnlich: Hoerder/Lucassen u.a., »Terminologien«, S. 45.

7 Die schweizerischen Volkszählungen geben zwar Auskunft über die Zahl der ausländischen Haus- und Gastgewerbsangestellten. Eine Differenzierung nach Nationalitäten wurde jedoch nur punktuell vorgenommen. Problematisch ist auch die, sich im Laufe der Jahrzehnte verändernde, Kategorisierung der »Dienstboten« in den Bereichen Gastgewerbe, Haus- und Landwirtschaft. Die Statistiken der eidgenössischen Fremdenpolizei, die nach Berufszweigen und Nationalität unterscheiden, liegen nur für die Nachkriegszeit vor.

(29.500 Personen). Davon kamen immer noch 56 Prozent aus Deutschland (12.600 Personen) und Österreich (4.000 Personen).⁸

Im Gastgewerbe arbeiteten 1920 insgesamt 50.600 Frauen, wovon knapp 20 Prozent (10.000 Personen) nicht in der Schweiz geboren sind. Mit einem Prozentsatz von fast 64 Prozent waren auch hier die Deutschen (5.100 Personen) und Österreicherinnen (1.250 Personen) stark vertreten. Vierzig Jahre später, im August 1960, waren 38.100 Ausländerinnen im schweizerischen Gastgewerbe tätig. 40 Prozent davon kamen aus Deutschland (7.250 Personen) und Österreich (8.200 Personen).⁹

Die Lebensgeschichten der Frauen, die sich hinter den statistischen Zahlen verbergen, und ihre Erzählungen über die Migrationserfahrung stehen im Zentrum meines Interesses.

Fragestellungen, Herangehensweise und Begründung des Untersuchungszeitraums

Grundlegende Prämisse meiner Arbeit ist das Verständnis von Migration als einem lebensgeschichtlichen Prozess. Das heißt, Migration wird nicht nur als Mobilität im geografischen Raum definiert, sondern auch als Bewegung im lebenszeitlichen Sinn verstanden. Durch das Unterwegs-Sein und den Ortswechsel machen Migrant_innen Erfahrungen in neuen sozialen und kulturellen Räumen. Dies prägt ihre biografischen Perspektiven und verändert ihre lebensweltlichen Deutungen. Gleichzeitig sind bei freiwilligen Migrationen die biografischen Hintergründe der Migrant_innen bedeutsam für die Migrationsentscheidung und die Lebensgestaltung in der Migration.¹⁰ Demnach analysiere ich, anhand von biografisch-narrativen Interviews und autobiografischen Aufzeichnungen, die Migrationserzählungen in ihrem jeweiligen lebensgeschichtlichen Kontext. Ich frage danach, wie ehemalige Schweizgängerinnen ihre Migrationserfahrung vor dem Hintergrund ihrer Kindheit und Jugend und in der Perspektive auf ihr späteres Leben erzählen. Ausgehend von der Kritik an einem Umgang mit lebensgeschichtlichen Quellen, die Erzählung verkürzt mit Erfahrung oder gar historischem Ereignis gleichsetzt, lese ich die Lebensgeschichten nicht nur auf ihre Inhalte, sondern interpretiere sie auch hinsichtlich ihrer narrativen Gestaltung. Welche Themen finden Eingang in die Erzählung? Wie werden die einzelnen Erzählteile zu einem kohärenten und konsistenten

8 Zahlen gerundet. Vgl. Tabelle 3 und Tabelle 4.

9 Zahlen gerundet. Vgl. Tabelle 5, Tabelle 6 und Tabelle 7.

10 Dausien, »Migration«, S. 9–12. Burrell, *Moving Lives*, S. 25.

Ganzen organisiert und welches Selbstbild wird in dieser biografischen Konstruktion vermittelt? Diese Fragen zielen darauf, die einzelnen Lebensgeschichten in ihrer individuellen Spezifik wahrzunehmen und die verhandelten Themen in ihrem konkreten biografischen Kontext zu deuten. Auf dieser Grundlage vergleiche ich die Narrative sowohl in erzählstruktureller als auch thematischer Hinsicht. Der Vergleich der Erzählstrukturen dient dazu, herauszufinden, welcher Erzählmuster sich die ehemaligen Schweizgängerinnen bei der Darbietung ihrer Migrationserfahrung bedienen und welche Arten von Geschichten sie erzählen. Die Berücksichtigung narrativer Strukturen ermöglicht es, die Deutung von Geschichte, wie sie in Lebensgeschichten hergestellt wird, zu analysieren und auf diese Weise das Making-of subjektiver Sinngebungen in den Blick zu bekommen.

Durch Ausloten von thematischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Erzählungen arbeite ich die Charakteristika des Wanderungssystems, wie sie in den Lebensgeschichten der historischen Akteurinnen bedeutsam gemacht werden, heraus. Warum haben junge Frauen so zahlreich entschieden in die Schweiz zu gehen? Welche biografischen Hintergründe und Erfahrungen machen sie in der Präsentation ihrer Migrationsmotivation stark? Wie stellen sie die Arbeitsverhältnisse im schweizerischen Hausdienst und Gastgewerbe dar? Wie erinnern und erzählen sie ihre (Lebens-)Erfahrungen als »ausländische Arbeitskraft« in der Schweiz? Um ein Wanderungssystem anhand von Erzählungen interpretieren zu können, ist nicht nur deren Verortung in ihrem biografischen Kontext notwendig. Von eminenter Wichtigkeit ist auch ihre historische Kontextualisierung. In welchen diskursiven Traditionen stehen die Narrative? Auf welche historischen Ereignisse und Zusammenhänge verweisen sie? Welche Rolle spielen das Geschlecht und die nationale Zugehörigkeit der Migrantinnen in der Ausgestaltung des Wanderungssystems, das auf individueller Ebene Möglichkeiten aufwarf und Grenzen zog?

Zur Beantwortung dieser Fragen fokussiere ich auf politische, rechtliche, ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen und Diskurse in der Schweiz. Da Migrationspolitik seit Ende des Ersten Weltkriegs stark national ausgerichtet war (und immer noch ist), wird der nationale Rahmen stark gemacht. Damit sollen regionale Unterschiede nicht nivelliert werden. Selbstverständlich variieren Migrationserfahrungen je nachdem, ob jemand aus einem Dorf in Vorarlberg oder einer Industriestadt in Norddeutschland stammt, ob jemand ins ländlich geprägte Berner Oberland oder in die

französischsprachige Großstadt Genf ging. Der Bedeutung von Regionalität wird auf der Ebene der Migrationserzählungen Rechnung getragen. Im Bereich der Einwanderungspolitik regulierte und rahmte jedoch das Konzept des Nationalstaates das Wanderungssystem. Auch diskursiv wurde in der Schweiz nicht differenziert zwischen Württembergerinnen und Steirerinnen, sondern von *den* Deutschen und *den* Österreicherinnen geredet. Dies beeinflusste die Lebensrealitäten der Arbeitsmigrantinnen in gravierender Weise. Erfreuten sich die deutschen und österreichischen Haus- und Gastgewerbsangestellten bei den Arbeitgeber_innen großer Beliebtheit, waren sie seit Ende des Ersten Weltkrieges immer wieder Gegenstand gesellschaftlicher und politischer Überfremdungsdiskurse. Wurde ihnen während der Wirtschaftskrisen der 1920er und 1930er Jahre vorgeworfen, den arbeitslosen Schweizerinnen die Arbeitsplätze wegzunehmen und den Arbeitsmarkt zu »überfremden«, sah man in ihnen im Zuge der »geistigen Landesverteidigung«, die sich gegen die nationalsozialistische Ideologie wandte, ab Mitte der 1930er eine nationale Bedrohung. Von den »innersten Zellen des Staates« aus, den Familien, würden sie aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Berufstätigkeit und ihres Geschlechts die staatliche Souveränität der Schweiz gefährden. Als Hausangestellte erzögen sie fremde Kinder und als spätere Ehefrauen von Schweizern den eigenen Nachwuchs in nationalsozialistischer Manier. Zudem würden sie als »fünfte Kolonne« Spionage betrieben. Nach dem Krieg fürchtete man sich nicht mehr nur vor einer ideologischen Beeinflussung durch deutsche und österreichische Haus- und Gastgewerbsangestellte, sondern auch vor einer biologischen Infizierung des schweizerischen »Volkskörpers« mit ansteckenden Krankheiten.

Die Überfremdungsdiskurse wirkten sich zum einen in Form von Fremdenfeindlichkeiten auf die Migrantinnen aus, zum anderen beeinflussten sie die schweizerische Migrationspolitik – was wiederum die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Schweizgängerinnen bestimmte. Der Begriff der »Überfremdung«, der heute vorwiegend von populistischen Parteien und Politiker_innen verwendet wird, war im Untersuchungszeitraum fester Bestandteil der Behördensprache. Die »Überfremdungskämpfung« und der »Schutz des einheimischen Arbeitsmarktes« leiteten das Handeln der mit migrationspolitischen Fragen betrauten Arbeitsmarkt- und Fremdenpolizeibehörden. Ihren rechtlichen Niederschlag fanden diese Grundsätze im *Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern* (ANAG), das 1934 in Kraft trat. Auf dieser gesetzlichen Grundlage wurden Aufenthaltsbewilligungen bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes

ausschließlich befristet und für die Beschäftigung in so genannten »Mangelberufen« ausgestellt. Entsprechend des geschlechtlich segregierten Arbeitsmarktes erhielten Migrantinnen die Aufenthaltsbewilligung nur für Stellen in weiblich konnotierten Arbeitsbereichen. Dazu gehörten neben der Textil- und Nahrungsmittelindustrie vor allem der Hausdienst und das Gastgewerbe. Die deutschen und österreichischen Arbeitsmigrantinnen arbeiteten – anders etwa als die Italienerinnen – mehrheitlich in Hausdienst und Gastgewerbe. Im Februar 1952 waren von den weiblichen deutschen Arbeitskräften in der Schweiz knapp 85 Prozent als Haus- oder Gastgewerbsangestellte beschäftigt. Bei den österreichischen Arbeitsmigrantinnen lag der Prozentsatz mit 87 Prozent sogar etwas höher.¹¹ Die Untersuchung der weiblichen Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich in die Schweiz auf den Hausdienst und das Gastgewerbe zu beschränken, hat also nicht nur forschungspraktische Gründe, sondern entspricht der Arbeitsrealität der meisten Schweizgängerinnen.

Betrachtet man insgesamt den Frauenanteil an der deutschen und österreichischen Wohnbevölkerung in der Schweiz, wird deutlich, dass dieser überdurchschnittlich hoch war. 1920 betrug der Frauenanteil bei beiden Nationalitäten gut 60 Prozent. 1950 waren zwei Drittel der Deutschen in der Schweiz weiblich. Bei den Österreicher_innen betrug der Frauenanteil 1950 sogar 75 Prozent. Da bis in die 1940er Jahre die Deutschen und Österreicher_innen die größten Einwanderungsgruppen in der Schweiz darstellten, war die ausländische Wohnbevölkerung in der Schweiz insgesamt weiblich dominiert. 1920 waren 56 Prozent und 1950 59 Prozent der Ausländer_innen weiblichen Geschlechts.¹² Die Sinnhaftigkeit den Fokus auf weibliche Migrierende zu legen, wird durch diese Zahlen unterstützt. Gerade im Hinblick darauf, dass der Untersuchungsgegenstand der historischen Migrationsforschung lange Zeit auf die Migrationen von Männern reduziert blieb – ein Aspekt, auf den ich gleich zurückkomme.

Infolge der günstigen wirtschaftlichen Entwicklungen in der BRD und Österreich fand in der ersten Hälfte der 1960er Jahre eine Umschichtung in der nationalen Zusammensetzung der Haus- und Gastgewerbsangestellten statt. Immer mehr Italienerinnen, Spanierinnen und Griechinnen

11 CH BAR E4300B#1971/4#175*, Eidgenössische Fremdenpolizei: Kreisschreiben an die kantonalen Fremdenpolizeibehörden über die Ergebnisse der Erhebung der Dauer des Aufenthaltes ausländischer Arbeitskräfte vom Februar 1959, Bern 22.06.1959, eigene Berechnung.

12 Vgl. Tabelle 8.

reisten ein, während die Zahl der Deutschen und Österreicherinnen kontinuierlich zurückging. 1961 stammten noch 28 Prozent aller ausländischen Arbeitnehmerinnen aus Deutschland und Österreich. Fünf Jahre später hatte sich ihr Anteil fast halbiert und lag 1966 bei knapp 16 Prozent.¹³ Das Ende meines Untersuchungszeitraumes in die 1960er Jahre zu legen, bot sich in Anbetracht dieser Entwicklung an. Zudem liegt diese Wahl in strukturellen Veränderungen in Hausdienst und Gastgewerbe begründet. Im Hausdienst vollzog sich in den 1960ern die Umstellung auf den »dienstbotenlosen« Haushalt. Die Hausarbeit wurde den (Haus-)Frauen übertragen oder von einer tage- oder stundenweise beschäftigten Person erledigt.¹⁴ In den 1960er Jahren kam es auch im Gastgewerbe zu fundamentalen Umstrukturierungen in der Personalrekrutierung. Dies hängt mit massiven Zuwanderungsbeschränkungen zusammen, die der schweizerische Bundesrat in Reaktion auf Überfremdungsdebatten ab 1963 schrittweise einführte. In der Folge konnten Gastwirt_innen nicht mehr unbeschränkt auf ausländische Arbeitskräfte zugreifen.

Den Beginn meines Untersuchungszeitraumes um 1920 anzusetzen, hängt ebenfalls mit migrationspolitischen Entwicklungen zusammen. Bis zum Ersten Weltkrieg hatten zuwandernde Personen die Grenze zur Schweiz ohne Weiteres passieren und sich niederlassen können. Nach dem Krieg wich diese liberale Einwanderungs- und Niederlassungspolitik einem auf Abwehr und Kontrolle gerichteten Umgang mit Immigrant_innen, was das Wanderungssystem stark beeinflusste. Da die meisten mir zur Verfügung stehenden lebensgeschichtlichen Quellen die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg berühren, liegt der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit in der Nachkriegszeit. Auf eine Rekonstruktion der politischen, rechtlichen und diskursiven Entwicklungen der Zwischenkriegszeit soll jedoch nicht verzichtet werden, da es sich dabei um eine wichtige Vorgeschichte handelt, um die lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Schweizgängerinnen einordnen zu können und die sie erwartenden migrationspolitischen Strukturen verständlich zu machen. Lebensgeschichten als erinnerte Erzählungen haben bekanntermaßen nicht nur eine historische Dimension, sondern sind

13 Die kontrollpflichtigen ausländischen Arbeitskräfte in der Schweiz, in: *Schweizerische Arbeitgeber Zeitung*, Nr. 16, 21.04.1966. Diese Zahl bezieht sich nicht nur auf die Haus- und Gastgewerbsangestellten. Im Kommentar zu den statistischen Zahlen wird jedoch darauf hingewiesen, dass dieser Rückgang insbesondere mit einer Abnahme der Beschäftigten in »typischen Frauenberufen wie beispielsweise dem Hausdienst« liege.

14 Bochsler/Gisiger, *Dienen*, S. 293–342.

auch von der gegenwärtigen Perspektive und einer antizipierten Zukunft der Erzählenden geprägt. Genau genommen reicht der Untersuchungszeitraum also bis heute. Die Jahre 1920 bis Ende der 1960er beziehen sich auf die Zeit, in denen die Migrationen durchgeführt und erlebt wurden.

Quellenkorpus

Die Konzeption der Arbeit, die vorsieht, das zu untersuchende Wanderungssystem ausgehend von lebensgeschichtlichen Erzählungen zu rekonstruieren, diese jedoch in ihrem konkreten historischen Kontext zu verorten, erforderte das Zusammentragen unterschiedlicher Quellenarten. Zum einen umfasst mein Quellenkorpus biografisch-narrative Interviews und schriftliche Lebensgeschichten ehemaliger Schweizgängerinnen, zum anderen besteht dieses aus zeitgenössischen Publikationen und Quellen aus staatlichen oder zeithistorischen Archiven. Um Interviewpartnerinnen und autobiografische Quellen zu finden, startete ich im Juli 2011 einen Medienaufruf in der *Badischen Zeitung*.¹⁵ Zudem schrieb ich 52 Österreicherinnen direkt an, die sich auf einen ähnlichen Medienaufruf in der Steiermark gemeldet hatten, und deren Adressen mir freundlicherweise von Ute Sonnleitner, Anita Prettenthaler-Ziegerhofer und Karin Schmidlechner von der Universität Graz zur Verfügung gestellt wurden.¹⁶

Auf meine Aufrufe meldeten sich insgesamt 120 Personen, die entweder selber als Haus- oder Gastgewerbsangestellte in der Schweiz waren, eine ehemalige Schweizgängerin kannten oder zur Thematik passende Quellen auf dem Dachboden lagerten und bereit waren, mir diese zur Verfügung zu stellen. 27 Personen traf ich persönlich zu einem lebensgeschichtlichen Interview. Das durchschnittliche Interview dauerte knapp 3,5 Stunden, sodass ich über 90 Stunden Interviewmaterial sammeln konnte. Im Rahmen einer Lehrveranstaltung zur Theorie und Praxis der Oral History, die ich gemeinsam mit Karin Orth im Wintersemester 2011/2012 an der Universität Freiburg durchführte, befragten Studierende zusätzlich

15 Der Aufruf wurde auch veröffentlicht in *Momente – Beiträge zur Landeskunde Baden-Württembergs*, in *Schritte ins Offene* der Evangelischen Frauen Schweiz sowie auf den Internetplattformen www.feierabend.de und www.menschenschreibengeschichte.at, die sich an Senior_innen richten.

16 Prettenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner u.a., *Haustochter gesucht*. Das Grazer Forschungsteam untersuchte 2010 in einem Interviewprojekt die steirische Arbeitsmigration in die Schweiz und hatte dazu in zwei steirischen Tageszeitungen nach Interviewpartnerinnen gesucht.

zehn ehemalige Schweizgängerinnen. Zudem erklärten sich 30 Frauen bereit, mir schriftlich aus ihrem Leben und über ihre Erfahrungen in der Schweiz zu berichten. Dazu schickte ich ihnen einen Schreibaufwurf, der neben einer allgemeinen Ermunterung zu schreiben, Anregungen zur thematischen Gestaltung bot.¹⁷ Die Erinnerungstexte sind unterschiedlich lang und reichen von einseitigen Notizen bis zu umfangreichen 20-seitigen Lebensgeschichten. Etliche Interviewpartnerinnen und Beiträgerinnen zum Schreibaufwurf überließen mir zusätzlich Briefe, Fotografien, Tagebuchauszüge oder persönliche Dokumente wie Reisepässe und Arbeitszeugnisse. Zudem wurden mir von Privatpersonen vier autobiografische Aufzeichnungen sowie ein lebensgeschichtliches Interview zugeschickt, die ohne mein Zutun entstanden sind.

In den auf Oral-History-Interviews und Ego-Dokumente spezialisierten Archiven der *Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg* sowie den beiden Wiener Sammlungen *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* und *Sammlung Frauennachlässe* konnte ich von sieben weiteren Personen Lebensgeschichten und Ego-Dokumente für eine Sekundäranalyse in das Quellenkorpus aufnehmen. Insgesamt umfasst mein Sample also lebensgeschichtliche Erzählungen von 79 Personen – zu einem je ähnlich großen Teil in mündlicher und schriftlicher Form.

Zur Rekonstruktion des historischen Kontextes recherchierte ich in Archiven in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Bei meiner Suche nach geeigneten Quellen ließ ich mich von der Frage leiten, in welcher Weise, und unter welchen Umständen, die mit der Arbeitsmigration in die Schweiz betrauten Behörden, Frauenorganisationen, Berufsverbände sowie die Printerzeugnisse die Einwanderung in die Schweiz im Allgemeinen und die deutschen und österreichischen Haus- und Gastgewerbsangestellten im Speziellen zum Thema machten. Als besonders ertragreich zur Beantwortung dieses Fragekomplexes stellten sich die Bestände der eidgenössischen Fremdenpolizei und der Sektion für Arbeitskraft und Auswanderung des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit im *Schweizerischen Bundesarchiv* in Bern heraus. Neben Dossiers zur Migrationspolitik waren hier insbesondere die Akten von und über die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst sowie die gastgewerblichen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände von Relevanz. Im *Bundesarchiv* in Koblenz sowie im *Österreichischen Staatsarchiv* in Wien fanden sich in den mit der Regulation von

17 Vgl. Kapitel 1.4.

Arbeitsmärkten befassten Behörden Unterlagen zur Arbeitsmigration in die Schweiz. Die Sichtung der Bestände diverser Frauenorganisationen in der *Gosteli-Stiftung – Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung* in Worblausen stellte sich als gewinnbringend heraus für Erkenntnisse über die Rolle bürgerlicher Frauenorganisationen in der Ausgestaltung des Wanderungssystems. Diesbezüglich von Relevanz waren auch die Akten betreffend die Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe im *Schweizerischen Sozialarchiv* in Zürich und der Bestand des Berufsverbandes der katholischen Arbeitnehmerinnen in der Hauswirtschaft im *Archiv des Instituts für Zeitgeschichte* in München. Zur Rekonstruktion des Handelns von Frauenorganisationen und Berufsverbänden auf lokaler Ebene – am Beispiel von Basel-Stadt – dienten mir die Unterlagen der kantonalen Sektionen der Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, der Freundinnen junger Mädchen sowie des katholischen Mädchenschutzvereins im *Staatsarchiv Basel-Stadt*. Besonders hilfreich zur Analyse von gesellschaftlichen Diskursen über Deutsche und Österreicherinnen in Hausdienst und Gastgewerbe waren die Pressedokumentationen und die Sammlung zeitgenössischer Publikationen des *Schweizerischen Wirtschaftsarchivs* in Basel.

Diese breite Quellenbasis ermöglichte es, die Migrationserzählungen sowohl in ihrem biografischen als auch in ihrem historischen Kontext zu deuten. In dieser doppelten Kontextualisierung kann die Arbeitsmigration deutscher und österreichischer Frauen in schweizerische Haushalte und Gastwirtschaften differenziert dargestellt werden.

Positionierung im Forschungsstand

Meine Arbeit beruht auf neueren Ansätzen historischer Migrationsforschung, die dafür plädieren Arbeitsmigrationen nicht nur als ökonomisch-politischen Prozess zu verstehen. In der Kritik an Erklärungsmodellen der neoklassischen Ökonomie, die Wanderungsbewegungen als Resultat eines Ungleichgewichtes von Angebot und Nachfrage von Arbeitskräften interpretieren und die Migrationsforschung lange Zeit dominierten, formulierten Migrationshistoriker_innen, wie Christiane Harzig oder Dirk Hoerder, die Notwendigkeit Erfahrungen und Erinnerungen von Migrant_innen in die Analyse miteinzubeziehen. Auf diese Weise könnten Migrationsbewegungen neu ausgelegt werden.¹⁸

18 Zum Zusammenhang von Migration und Erinnerung vgl. Harzig, »Einleitung«, S. 7–20.
Zum Innovationspotential von Migrationserfahrungen zur Neuinterpretation von Mi-

Dass subjektive Sichtweisen das Potential haben, Meisternarrative zu hinterfragen, wird auch in meinem Buch gezeigt. Ältere Forschungen zur Arbeitsmigration, insbesondere zur Arbeitsmigration in die Schweiz, reduzieren die *Beweggründe* von Arbeitsmigrant_innen meist auf die Verbesserung ihrer ökonomischen Lebensbedingungen.¹⁹ In der Analyse der Migrationserzählungen der Schweizgängerinnen kann dargelegt werden, dass die höheren Löhne nicht als die ausschlaggebenden Faktoren zum Verlassen der Herkunftsregion präsentiert werden. Allerdings möchte ich die erfahrungsbasierten Ansätze in der Migrationsforschung dahingehend präzisieren, als dass ich Erfahrungen, wie sie in Ego-Dokumenten zur Sprache kommen, als Erzählungen deute.

Mit der Entscheidung die Migration von Frauen ins Zentrum zu setzen, reiht sich die Studie ein in eine geschlechtersensible Migrationsforschung. Eine solche wird von feministischer Seite seit einigen Jahren in der Kritik an der jahrzehntelang androzentrierten Migrationsforschung gefordert. Migrantinnen sind darin nur als Anhängsel ihrer (ökonomisch) aktiven Ehemänner betrachtet und dadurch unsichtbar gemacht worden.²⁰ Den Fokus auf selbstständig migrierende Frauen zu legen, trägt nicht nur dazu bei, deren Sichtbarkeit zu erhöhen. Es ermöglicht auch, die biografischen Erfahrungen der Migrantinnen, die migrationspolitischen Entscheidungen, die rechtlichen Rahmenbedingungen, die gesellschaftlichen Diskurse und die ökonomisch-arbeitsmarktlichen Strukturen als in hohem Maße geschlechtsspezifisch wahrzunehmen.²¹

grationsbewegungen – und darüber hinaus – vgl. Hoerder, *Creating societies*. Zur Kritik an neoklassischen Migrationstheorien vgl. grundlegend: Parnreiter, »Theorien«, S. 45–46. Hoerder/Lucassen u.a., »Terminologien«, S. 32–34. Empirisch widerlegt wird das ökonomisch basierte Push- und Pullmodell beispielsweise von Michael John, der bei der Untersuchung des Zusammenhangs von Arbeitslosigkeit und Auswanderung in Österreich in der Zwischenkriegszeit statistisch keine signifikante Korrelation zwischen den beiden Phänomenen finden konnte. John, »Arbeitslosigkeit«, S. 91–95.

19 Pröll, »Österreichische Arbeitnehmer«, S. 433–456. Rauchbauer, *Es woa des Göd*. Pröll und Rauchbauer beziehen sich beide auf: Butschek, »Österreichische Arbeitskräfte«. Zur Definition von Arbeitsmigration als »betterment migration« im sozioökonomischen Sinn: Bade, »Historische Migrationsforschung«, S. 28. Liebig, *Migration*, S. 9.

20 Hahn, *Migration*, S. 85–94. Dausien, »Migration«, S. 16. Ryan/Webster, »Introduction«, S. 5. Seit einigen Jahren wird dem Ausblenden von Frauen in der migrationshistorischen Forschung mit vielen Studien zu weiblichen Migrationen entgegengewirkt. Siehe dazu den Forschungsüberblick in Hahn, *Migration*, S. 94–99. Zur italienischen Einwanderung in die Schweiz: Baumann, *...und es kamen*. Im bundesrepublikanischen Kontext hervorzuheben, ist: Mattes, »Gastarbeiterinnen«.

21 Harzig, »Immigration«, S. 35–58. Hahn, *Migration*, S. 97.

Der Arbeitsmigration deutscher und österreichischer Frauen in schweizerische Haushalte und Gastwirtschaften wurde in der Forschung bisher wenig Beachtung geschenkt. Regula Bochsler und Sabine Gisiger, die Ende der 1980er Jahre eine umfangreiche (Doppel-)Dissertation zu den städtischen Hausangestellten in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts vorlegten, thematisieren darin auch die »Frage der ausländischen Arbeitskräfte im Hausdienst«. In einem Teilkapitel arbeiten die Verfasserinnen anhand von publizistischen Quellen, insbesondere Frauenzeitschriften, heraus, wie die ausländischen Hausangestellten in der Schweiz wahrgenommen wurden.²² Eine vertiefte Auseinandersetzung mit ökonomischen Bedingungen und politischen Hintergründen bleiben jedoch ebenso aus wie eine Verflechtung der diskursiven Ebene mit dem Behördenhandeln oder der Praxis von Frauenorganisationen. Zudem werden die Gastgewerbsangestellten nicht in die Analyse mit einbezogen. Trotzdem stellt ihre umfassende Studie eine wertvolle Grundlage dar für das Verständnis zahlreicher Aspekte der bezahlten Hausarbeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Neben Bochsler und Gisigers Dissertation beschäftigten sich das bereits erwähnte Interviewprojekt an der Universität Graz sowie zwei Studienabschlussarbeiten mit der Thematik der deutschen oder österreichischen Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz. Sie beziehen sich alle auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, fokussieren auf eine bestimmte Herkunftsregion und/oder beschränken sich auf Remigrantinnen. Die Grazer Historikerinnen Anita Prettenthaler-Ziegerhofer, Karin Schmidlechner und Ute Sonnleitner interviewten 2010 im Rahmen einer Oral-History-Studie 15 Frauen, die nach 1945 ihren Lebensunterhalt in der Schweiz verdient hatten. Auszüge aus den lebensgeschichtlichen Interviews, eingeleitet durch einen interpretierenden Kommentar, wurden in der Reihe Grazer Gender Studies veröffentlicht.²³ Petra Rauchbauer setzte sich 2011 in ihrer Diplomarbeit mit burgenländischen »Gastarbeiterinnen« in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg auseinander.²⁴ Madlen Riedener legte 2014 an der Universität Fribourg eine Masterarbeit über deutsche Arbeitsmigran-

22 Bochsler/Gisiger, *Städtische Hausangestellte*, S. 375–402. In der gekürzten Version ihrer Dissertation fehlt dieses Kapitel. Eine Kurzzusammenfassung davon findet sich jedoch prominent im ersten Teil zur geografischen und sozialen Herkunft der Hausangestellten. Bochsler/Gisiger, *Dienen*, S. 13–18.

23 Prettenthaler-Ziegerhofer/Schmidlechner u.a., *Haustochter gesucht*.

24 Rauchbauer, *Es woa des Göd*.

tinnen in der Schweiz in den 1950er Jahren vor.²⁵ Auch Rauchbauer und Riedener arbeiten mit Oral-History-Interviews. Geht es Rauchbauer darum, Kontinuitäten zu heutigen Arbeitsmigrantinnen aus Osteuropa in Österreich aufzuzeigen, fokussiert Riedener auf die Migrationserfahrung der befragten Frauen. Mit diesen beiden Masterarbeiten und dem Grazer Interviewprojekt ist in den letzten fünf Jahren Schwung in die Erforschung der weiblichen Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich in die Schweiz gekommen. Eine umfassende Untersuchung steht jedoch nach wie vor aus. Mit meiner Wahl einen langen Zeitraum in den Blick zu nehmen, Haus- und Gastgewerbsangestellte in die Analyse miteinzubeziehen,²⁶ Österreicherinnen und Deutsche zu berücksichtigen, sowie die biografische, diskursive und migrationspolitische Ebene miteinander zu verknüpfen, leistet das Buch einen Beitrag zur Behebung dieses Forschungsdesiderates.

Durch ihre räumliche und zeitliche Ausrichtung verkleinert meine Arbeit zudem Forschungslücken im Bereich der Migrationsgeschichte und der »Dienstmädchenforschung«. Indem eine *Auswanderungsbewegung* aus Österreich und Deutschland im 20. Jahrhundert in den Blick genommen wird, trägt das Buch dazu bei, der bisherigen Fokussierung bundesrepublikanischer und österreichischer Migrationsforschung auf die *Einwanderung* entgegenzutreten. Obwohl Deutschland und Österreich – auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges – zugleich Ein- und Auswanderungsland waren, ist die Auswanderung aus diesen beiden Ländern im 20. Jahrhundert verhältnismäßig wenig erforscht worden.²⁷ Dass auch zur Zeit der Anwerbung von »Gastarbeiterinnen« und »Gastarbeitern« eine große Zahl österreichischer und deutscher Frauen und Männer ihre Herkunftsländer als Arbeitsmigrant_innen verließen, ist weder in der medialen Öffentlichkeit noch in der wissenschaftlichen Forschung ein prominentes Thema.²⁸ Im

25 Riedener, *Deutsche Arbeitsmigrantinnen*.

26 Zum schweizerischen Gastgewerbe, ob mit oder ohne Einbezug ausländischer Arbeitskräfte, liegen bisher aus historischer Perspektive nur wenige Arbeiten vor. Es handelt sich dabei vorwiegend um Gasthausgeschichten einzelner Institutionen oder Studien zur lokalen Kneipenkultur. Besonders hervorzuheben ist ein Sammelband, der die Zürcher Gastronomieszene in geschlechtergeschichtlicher Perspektive beleuchtet: Verein Frauenstadtrundgang Zürich, *Fräulein, zahlen bitte!*

27 Bade/Oltmer, »Zwischen Aus- und Einwanderungsland«, S. 501. Sternberg, »Auswanderungsland«, S. 25. Neyer, »Auswanderungen«, S. 14.

28 Das Selbstverständnis ein Einwanderungsland zu sein, scheint den Blick zu verstellen auf (gleichzeitige) Auswanderungen. So teilen beispielsweise Heinz Fassmann und Rai-

letzten Jahrzehnt sind zwar vermehrt Studien zur Auswanderung nach 1945 entstanden, diese fokussieren jedoch zum Großteil auf Zielländer in Übersee.²⁹

Allerdings wäre es verfehlt zu behaupten, dass für das 20. Jahrhundert keinerlei Studien zur Auswanderung aus Deutschland und Österreich in europäische Nachbarländer vorliegen. Als Vergleichsstudie zu meiner Arbeit besonders hervorzuheben ist die Beschäftigung von Barbara Henkes mit der »Dienstmädchen-Emigration aus Deutschland nach Holland in der Zeit von 1920 bis 1950.³⁰ Im österreichischen Kontext zu nennen, ist der Sammelband von Traude Horvath und Gerda Neyer zur Auswanderung aus Österreich.³¹ Darin findet sich auch ein Aufsatz zur österreichischen Arbeitsmigration in die Schweiz in der Nachkriegszeit. Die Verfasserin, Ulrike Pröll, nimmt neben einer quantitativen Beschreibung des Phänomens auch die Motivationen und Erfahrungen der Arbeitsmigrant_innen in den Blick. Dabei reproduziert sie die weit verbreitete Vorstellung, dass die Schweiz vor allem aufgrund der höheren Löhne ein attraktives Zielland gewesen sei – ein Topos, den ich mit der vorliegenden Arbeit hinterfrage.³² Für die Zeit des Nationalsozialismus liegen zudem einige Publikationen zur (männlichen) jüdischen Emigration in die Schweiz vor, die jedoch wenig Anknüpfungspunkte bieten.³³ Im Gegensatz zu Großbritannien, wo die Aufenthaltsbewilligung als Hausangestellte, das *Domestic Permit*, eines der wichtigsten Fluchtdokumente für deutsche, österreichische und tschechoslowakische Jüdinnen darstellte,³⁴ existierte eine solche Möglichkeit zur Flucht in die Schweiz nicht.³⁵

Eine Lücke füllen kann das Buch auch im Kontext der schweizerischen Migrationsgeschichte. Der Schwerpunkt zur Erforschung der Immigration im 20. Jahrhundert liegt bisher auf den italienischen Zuwandernden.³⁶ Dies

ner Münz die verschiedenen europäischen Länder *entweder* als Ein- *oder* als Auswanderungsland ein. Fassmann/Münz, *Migration*, S. 30–44.

29 Sternberg, *Auswanderungsland Bundesrepublik*. Freund, *Aufbrüche*. Strutz, »Aspekte«, S. 936–944. Tumpold-Juri, »*Skim off the cream*«.

30 Henkes, *Heimat*.

31 Horvath/Neyer, *Auswanderungen*.

32 Pröll, »Österreichische Arbeitnehmer«.

33 Goldner, *Flucht*. Hoerschelmann, *Exilland*.

34 Bollauf, *Dienstmädchen-Emigration*.

35 Vgl. Kapitel 2.1.3.

36 Bspw. Hoffmann-Nowotny, *Soziologie des Fremdarbeiterproblems*. Maiolino, *Als die Italiener*. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive: Baumann, ...*und es kamen*. Unter Einbezug der spanischen Arbeitskräfte: Hirt, *Die Schweizerische Bundesverwaltung*.

hängt damit zusammen, dass der Begriff der ›Überfremdung‹, der in der Schweiz noch heute ein wirkmächtiger Terminus ist, im schweizerischen kollektiven Gedächtnis eng mit den Fremdenfeindlichkeiten gegen die Italiener_innen in den 1960er Jahren verknüpft ist. Diese fanden ihren Höhepunkt in der ›Überfremdungsinitiative‹ des Rechtspopulisten James Schwarzenbach, die noch vielen Schweizerinnen und Schweizern in lebhafter Erinnerung ist.³⁷ Dass sich der Überfremdungsbegriff um die Jahrhundertwende explizit in Abgrenzung zu den Deutschen konstituierte und bis in die späten 1950er Jahre insbesondere gegen diese richtete, wird dabei häufig vergessen.³⁸ Indem ich meinen Fokus auf Deutsche und Österreicherinnen richte, kann mit dem Buch dieser Aspekt des Überfremdungsdiskurses in Erinnerung gerufen werden. Durch Verknüpfen der Analysekategorie Nationalität mit der Kategorie Geschlecht wird zudem erstmals dargelegt, dass es sich beim anti-deutschen Überfremdungsdiskurs in hohem Maße um einen feminisierten Diskurs handelt.

Im Bereich der ›Dienstmädchenforschung‹ trifft die Arbeit in zeitlicher Hinsicht ein bisher wenig beforschtes Feld. In historischer Perspektive konzentrierte sich die Erforschung der Dienstbotenarbeit im deutschsprachigen Raum auf das 19. und frühe 20. Jahrhundert. Von sozial- und wirtschaftshistorischen Längsschnittdarstellungen,³⁹ über feministische Studien⁴⁰ bis zu alltagsgeschichtlichen Arbeiten⁴¹ entdeckten verschiedene geschichtswissenschaftliche Strömungen die Thematik der ›Dienstmädchen‹ für sich. Als Referenzpunkt liefern diese Arbeiten wichtige Impulse. Um Kontinuitäten und Wandel der ›Dienstmädchenarbeit‹ einzuschätzen, dient mir insbesondere die Arbeit von Dorothee Wierling über den Arbeitsalltag städtischer Dienstmädchen aus lebensgeschichtlicher Perspektive.⁴² Ähnlich breit erforscht ist – aus soziologischer Perspektive – die Situation der Erwerbsarbeit im Privathaushalt seit den 1980er Jahren. Unter dem Schlagwort ›Comeback der Dienstmädchen‹ werden, am Beispiel der transnationalen Migration von osteuropäischen oder südostasiatischen

37 Buomberger, *Kampf*.

38 Studien zu Überfremdungsdiskursen der Zwischenkriegszeit beschäftigten sich bisher vorwiegend mit ihrer antisemitischen Ausprägung. Kury, *Über Fremde*. Kury/Lüthi u.a., *Grenzen*.

39 Engelsing, »Das häusliche Personal«, S. 84–121.

40 Ottmüller, *Die Dienstbotenfrage*.

41 Wierling, *Mädchen*. Zull, *Das Bild vom Dienstmädchen*. Walser, *Dienstmädchen*. Tichy: *Alltag*. Hahn, *Frauenarbeit*, S. 26–42.

42 Wierling, *Mädchen*.

Hausangestellten in mitteleuropäische Haushalte, Fragen sozialer Ungleichheit in globaler Perspektive diskutiert.⁴³ Die meist intersektional angelegten Studien bieten ebenfalls wertvolle Anknüpfungspunkte, vor allem in der theoretischen Sensibilisierung bezüglich des Zusammenwirkens von Geschlecht, sozialer und geografischer Herkunft bei der Produktion sozialer Ungleichheit zwischen Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen.

Das ganze 20. Jahrhundert in den Blick nimmt, neben der bereits ausführlich dargelegten Dissertation von Bochsler und Gisiger, auch die italienische Historikerin Raffaella Sarti. In ihren international vergleichenden Überblicksdarstellungen gelingt es ihr aufzuzeigen, dass – anders als häufig postuliert – Hausangestellte auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht »verschunden« sind.⁴⁴ Zum gleichen Schluss kommt auch Mareike Witkowski, die als einzige im bundesrepublikanischen Kontext die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in ihre Forschung zu Hausangestellten mit einbezieht.⁴⁵ Im Vergleich zum 19. Jahrhundert und dem späten 20. Jahrhundert, so lässt sich bilanzieren, ist der Untersuchungszeitraum meiner Dissertation, die Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und den 1960er Jahren, nur wenig beforscht.

Aufbau der Arbeit

Meine Analyseergebnisse präsentiere ich in vier Hauptkapiteln, die von einem theoretischen und method(olog)ischen Grundlagenkapitel eingeleitet und in einem Schlusswort zusammengefasst werden.

Im Grundlagenkapitel (Kapitel 1) arbeite ich die Spezifik lebensgeschichtlicher Erzählungen heraus und frage nach ihrem Quellenwert für die historische Forschung. Gedächtnis-, biografie- und erzähltheoretisch begründet, stelle ich einen Weg vor, wie anhand von Lebensgeschichten Geschichte geschrieben werden kann.

Kapitel 2 befasst sich mit den politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und diskursiven Regulativen der weiblichen Arbeitsmigration aus Deutsch-

43 Bspw. Hess/Lenz, »Das Comeback«, S. 128–165. Lutz/Schwalgin, *Vom Weltmarkt*. Anderson, *Doing the dirty work?* Tschannen, *Putzen*.

44 Sarti, »Domestic Service«, S. 222–245. Sarti, »The Globalisation«, S. 77–97. Das Verschwinden der Hausangestellten nach dem Zweiten Weltkrieg postuliert u.a. Wahl, »Dienstmädchen«, S. 47.

45 Witkowski, »Ein Relikt«, S. 147–168.

land und Österreich in die Schweiz von 1918 bis Ende der 1960er Jahre. Die Darstellung der strukturellen Bedingungen des zu untersuchenden Wanderungssystems ist die Basis zur Einordnung der lebensgeschichtlichen Erzählungen in ihren historischen Kontext. Sie reicht aber auch darüber hinaus. Den Fokus auf die deutschen und österreichischen Haus- und Gastgewerbsangestellten zu legen, ermöglicht es, geschlechts-, herkunfts- und berufsspezifische Aspekte der Überfremdungsdiskurse in der Schweiz aufzuzeigen. Basiert das zweite Kapitel auf zeitgenössischen Publikationen und Archivquellen, beruhen die darauf folgenden Kapitel [3–5] auf den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Schweizgängerinnen. Nach einer Beschreibung meines Samples in sozio-biografischer Hinsicht widme ich mich in Kapitel 3 den Kindheits- und Jugenderzählungen der ehemaligen Arbeitsmigrantinnen. Dabei werden die Themen beleuchtet, die für das Verständnis der erzählten Migrationserfahrungen bedeutsam sind: die Beziehung zu den Eltern, Arbeitserfahrungen in der Kindheit, die Schul- und Ausbildung sowie der Zweite Weltkrieg.

Kapitel 4 bildet den eigentlichen Schwerpunkt der Arbeit. Darin werden die Migrationserzählungen über die Zeit als Haus- und Gastgewerbsangestellte in der Schweiz in ihrem biografischen und historischen Kontext dargelegt. Dieses Kapitel ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil befasst sich mit der Zeit vor der Migration, vom ersten Liebäugeln mit der Schweiz bis zur Ankunft im neuen Lebensumfeld. Im zweiten Teil stehen die Arbeitsverhältnisse im schweizerischen Hausdienst und Gastgewerbe sowie die Beziehungen zu den Arbeitgeber_innen im Mittelpunkt der Analyse. Zum Schluss werden in einem dritten Teil die Erzählungen über die Erfahrungen jenseits der Arbeitsstätte thematisiert, und es wird von Freizeiten, Freundschaften und Fremdenfeindlichkeiten die Rede sein. Abgerundet wird das Kapitel durch einen quantifizierenden Ausblick auf die familiären und beruflichen Veränderungen im Leben der Erzählerinnen nach der Zeit als Haus- oder Gastgewerbsangestellte in der Schweiz.

In Kapitel 5 betrachte ich die Lebensgeschichten mit einem anderen Analyseblick. Im Zentrum steht die Frage nach der Bedeutung und Bewertung der Migrationserfahrung im lebensgeschichtlichen Kontext. Dabei werden die einzelnen Biografien und ihre Erzählstruktur in den Vordergrund gerückt. In der analytischen Trennung verschiedener Arten von Geschichten (Emanzipations-, Bildungs-, sozioökonomische Erfolgs- und Abstiegsgeschichten) soll es gelingen, die Evaluation des Schweizaufenthaltes in differenzierter Weise zu erfassen.

1. Lebensgeschichten – Geschichte(n), die das Leben schreibt?

The event is not what happens.
The event is that which can be narrated.
Allen Feldman

Die Vereinigung der Termini ›Leben‹ und ›Geschichte‹ in einem Wort regt dazu an, über deren spezifisches Verhältnis nachzudenken und danach zu fragen, welchen Erkenntniswert Lebensgeschichten für die historische Forschung haben und wie Geschichte anhand von Lebensgeschichten geschrieben werden kann.

Eine Lebensgeschichte ist eine mündliche oder schriftliche Selbst- und Vergangenheitspräsentationen in narrativer Form. Sie wird von einer Person mit Absicht produziert und richtet sich immer an ein konkretes oder unbestimmtes Publikum, auch wenn sie nicht zwingend zur Veröffentlichung verfasst wird. In ihr wird explizit ein Selbst thematisiert und Bezug genommen auf das eigene Leben oder auf Ausschnitte daraus. Erzählende setzen sich aber nicht nur mit sich selbst auseinander, sondern beziehen sich bewusst oder unbewusst auf die sie umgebende Gesellschaft und Umwelt. Retrospektiv werden Erfahrungen und Erlebnisse narrativ zu einem zusammenhängenden Ganzen organisiert. Lebensgeschichten sind keine mimetischen Reproduktionen eines vergangenen Lebens, sondern in mehrfacher Hinsicht konstruiert. Dem Begriff der ›Lebensgeschichte‹ gelingt es besser, diesen konstruktiven Charakter in den Blick zu bekommen, als dies beispielsweise der häufig verwendete Begriff des ›Selbstzeugnisses‹ zu leisten vermag – verleitet dieser doch zur Annahme, dass den Erzählungen eine objektive Wahrheit zugrunde liegt, die bezeugt werden kann. Der Begriff der Lebensgeschichte grenzt sich auch von der literarischen Textgattung ›Autobiografie‹ ab. Zum einen impliziert die Endung ›grafie‹ Schriftlichkeit. Zum anderen ist damit ein das ganze Leben umfassender Bericht gemeint, der »den Werdegang des zu beschreibenden Ichs im ausgewogenen Zusammenspiel mit der äußeren Lebenswelt und der Zeit im Allgemeinen« darstellt.¹ Die für diese Arbeit mündlich erfragten Geschichten

¹ Lehmann, »Autobiographie«, S. 169–173. Halse, *Eine Reise*, S. 10.

würden damit genauso wenig erfasst wie die fragmentarischen, auf die Erlebnisse in der Schweiz begrenzten, schriftlichen Aufzeichnungen. Zudem ist, wie die Historikerin Christa Hämmerle darlegt, der Begriff der Autobiografie stark an die Form der bürgerlichen Autobiografie gebunden, das heißt der Selbst- und Geschichtsdarstellung meist männlicher Vertreter der Bildungs- und Funktionseliten.²

Mit dem Begriff der Lebensgeschichte scheint es mir am ehesten möglich zu sein, gleichzeitig mündliche und schriftliche, umfassende und fragmentarische Erzählungen einfangen zu können, ohne zu verschleiern, dass es sich dabei um Vergangenheits- und Selbstkonstruktionen handelt. Die Subsumierung von biografisch-narrativen Interviews und lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen unter den Begriff der Lebensgeschichte oder der lebensgeschichtlichen Erzählung soll nicht über deren Unterschiede hinwegtäuschen. In Anlehnung an Volker Depkat plädiere ich dafür, die »jeder Form der Selbstthematisierung eigene kommunikative Spezifik« bei der Analyse zu berücksichtigen.³ Um die oben aufgeworfenen Fragen diskutieren zu können, soll jedoch zunächst der Fokus auf ihren gemeinsamen Nenner gelegt werden.

1.1 Lebensgeschichten in der historischen Forschungspraxis

Seit dem Aufschwung der Oral History und der Etablierung neuer kulturgeschichtlicher Ansätze in den 1980er Jahren erfreuen sich Lebensgeschichten großer Beliebtheit.⁴ Scheinen sie doch besonders dafür geeignet zu sein, die in der Kritik an der Historischen Sozialwissenschaft formulierten Forderungen einer neuen Kulturgeschichte einzulösen.⁵ Lebensge-

2 Hämmerle, »Populare Selbstzeugnisse«, S. 145–148. Dies bedeutet nicht, dass Frauen keine Autobiografien verfassten oder dass die bürgerliche Autobiografietradition keinerlei Einfluss auf das lebensgeschichtliche Schreiben nicht bürgerlicher Gesellschaftsschichten hatte. Wedel, »Autobiographien«. Die Anwendung des Autobiografiebegriffs auf Erinnerungstexte jeglicher Art führt jedoch eher zu Missverständnissen, als es solche zu vermeiden hilft. Krusenstjern, »Was sind Selbstzeugnisse?«, S. 466–467.

3 Depkat, »Autobiographie«, S. 455.

4 Ders., »Zum Stand«, S. 171.

5 Einen Überblick über die Formierung neuer kulturhistorischer Ansätze sowie deren konstitutive Elemente geben Tschopp, *Kulturgeschichte*. Rogge, *Cultural History*. Daniel, *Kompendium*.

schichtliche Quellen rücken den konkreten und singulären Menschen ins Zentrum und erlauben es, den Fokus von den überindividuellen Strukturen weg auf die historischen Akteur_innen zu lenken – im kulturgeschichtlichen Jargon: eine »Geschichte von unten« zu schreiben. Lebensgeschichten versprechen Antworten zu geben auf die von Kulturhistoriker_innen aufgeworfenen Fragen nach Erfahrungen, Wahrnehmungen, Deutungsmustern, Verhaltensweisen und Handeln der Menschen. Das bietet die Möglichkeit, die Vielfalt und Komplexität von historischen Realitäten aufzuzeigen und die Menschen nicht nur als »geduldiges Wirtsvolk der großen Geschichte« erscheinen zu lassen.⁶ Mit der Pluralisierung von Wirklichkeit wird auch eine Abkehr von teleologisch-linearen Geschichtsmodellen ermöglicht, was die kulturgeschichtliche Kritik an *der* Geschichte im Singular stützt.

Die Methode der Oral History sowie die auf Ego-Dokumente spezialisierten Archive helfen dabei, Überlieferungslücken zu schließen,⁷ indem auch die von der Geschichtswissenschaft lange Zeit marginalisierten Personen und Gruppen wie beispielsweise Frauen oder bäuerliche und städtische »Unterschichten« – die sogenannten »kleinen Leute« – ins Blickfeld der Historiker_innen gelangen. Gerade die Lebensgeschichten von Hausangestellten, Soldaten, Fabrikarbeiter_innen oder Handwerkern etc. stoßen auf ein breites öffentliches Interesse. Sie füllen Geschichte mit Leben und ermöglichen damit Anschlüsse an das Leben der Geschichtskonsumierenden. Mit der kulturgeschichtlichen Wende sind Lebensgeschichten also sowohl in der akademischen Forschung wie in der populären Geschichtsvermittlung zu wertvollen Quellen geworden.

Trotz einer zunehmenden Verwendung lebensgeschichtlicher Quellen in der historischen Forschungspraxis bleibt, so Ulrike Jureit, eine theoretisch-methodische Reflexion darüber innerhalb der Geschichtswissenschaften begrenzt.⁸ Auch Volker Depkat konstatiert ein Jahrzehnt nach Jureit, dass die quellenkundliche Auseinandersetzung mit autobiografi-

6 Zang, *Die unaufhaltsame Annäherung*, S. 27.

7 Seit den 1980er Jahren gibt es eine ganze Reihe an Archiven, die ihren Sammlungsschwerpunkt auf Lebensgeschichten und Ego-Dokumente legen. Im deutschsprachigen Raum sind dies u.a. die *Werkstatt der Erinnerung* an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, das *Archiv Deutsches Gedächtnis* der FernUniversität Hagen, das *Deutsche Tagebucharchiv* in Emmendingen, das *Oral History Archiv der Universität Graz* sowie an der Universität Wien die *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen* und die *Sammlung Frauennachlässe*.

8 Jureit, *Erinnerungsmuster*, S. 25.